

SHERRILYN KENYON
Prinz der Ewigkeit

Buch

Vor elftausend Jahren wurde ein Gott geboren – Acheron, der erste aller Dark Hunter. Doch er stellt eine Gefahr für die gesamte Götterwelt dar, denn laut einer Prophezeiung ist er dazu bestimmt, das Ende derselben herbeizuführen. Seine Mutter Apollymi, eine mächtige Göttin von Atlantis, trifft daher eine schwere Entscheidung: Sie lässt Acheron unerkannt als Menschenprinzen in einer Königsfamilie aufwachsen und bannet seine göttlichen Kräfte, bis er alt genug ist, um sich selbst zu verteidigen. Doch seine silbrigen Augen verraten seine wahre Herkunft. Der König erkennt Acheron als Sohn nicht an, liebt einzig dessen Zwillingbruder und verstößt die Königin. Auch sein Onkel, der ihn nach Atlantis bringt, misshandelt ihn, so dass Acheron nichts als Hass in seinem Leben begegnet. Lediglich seine Schwester und seine Mutter bringen ihm Liebe entgegen – und eine weitere Frau: die griechische Göttin Artemis. Aber kann ihre vermeintliche Liebe Acheron vor seinem Schicksal bewahren?

Autorin

Die promovierte Historikerin Sherrilyn Kenyon schreibt seit ihrem zehnten Lebensjahr und ist mittlerweile eine der erfolgreichsten Autorinnen weltweit. Unter ihrem Pseudonym Kinley MacGregor veröffentlichte sie höchst erfolgreich Highland-Sagas. Doch vor allem mit ihren *Dark-Hunter*-Romanen begeistert sie ihre Leser und erobert seit Jahren regelmäßig Spitzenplätze der *New-York-Times*-Bestsellerliste. Gemeinsam mit ihrem Mann und drei Söhnen lebt Sherrilyn Kenyon in Tennessee.

Von Sherrilyn Kenyon bei Blanvalet erschienen

Magie der Sehnsucht (36686), Nächtliche Versuchung (36687), Im Herzen der Nacht (36688), Prinz der Nacht (37121), Geliebte der Finsternis (37229), Herrin der Finsternis (37230), Geliebte des Schattens (37606), Wächterin der Dunkelheit (37607), Dunkle Verführung (37833), In den Fängen der Nacht (37953), Gebieter der Träume (26924), Lockruf der Finsternis (26967), Göttin der Nacht (26973), Süße Verdammnis (26974)

Sherrilyn Kenyon

Prinz der Ewigkeit

Roman

Deutsch
von Larissa Rabe

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2008 unter dem Titel
»Acheron« (Seiten 1-428) bei St. Martin's Press, New York.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe
Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen
werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.

Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstausgabe Mai 2016

bei Blanvalet, einem Unternehmen der

Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2008 by Sherrilyn Kenyon

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Umschlaggestaltung und -motiv: www.buerosued.de

Redaktion: Regine Kirtschig

JvN · Herstellung: sam

Satz: DTP Service Apel, Hannover

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-6045-5

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet

und www.twitter.com/BlanvaletVerlag.

www.blanvalet.de

Für meinen Mann, mein Auge des Sturms. Wir haben Hand in Hand schon viele Wirbelstürme überstanden, und wir sind noch immer gemeinsam hier. Danke, dass du mein Licht in der Dunkelheit bist und mir zeigst, was Loyalität und Liebe bedeuten. Du bist der sanfte Wind, mit dem ich mich in die höchsten Höhen erheben kann. Dafür danke ich dir!

Und für meine Kinder, die nie meckern, wenn es schon wieder Fertigpizza gibt. Ihr Jungs seid die Allerbesten!

TEIL I

9. MAI 9548 V. CHR.

»Tötet dieses Kind!«

Archons zorniger Befehl hallte in Apollymis Ohren wider, während sie durch die Marmorhallen von Katoteros floh. Ein heftiger Wind blies durch den Korridor, drückte ihr das schwarze Gewand an den schwangeren Leib und peitschte ihre weißblonden Locken in die Höhe. Vier ihrer Dämonen rannten hinter ihr her und beschützten sie vor den anderen Göttern, die Archons Befehl nur zu gern ausgeführt hätten. Apollymi und ihre Charonte-Dämonen hatten schon die halbe Götterwelt vernichtet, und sie war bereit, auch noch den Rest zu töten.

Die würden ihr Kind nicht bekommen!

Tief in ihrem Herzen schmerzte sie der Verrat. Seit dem Augenblick ihrer Vereinigung war Apollymi ihrem Mann treu gewesen. Selbst als sie erfahren hatte, dass Archon sie betrogen hatte, hatte sie ihn weiter geliebt und seine unehelichen Kinder in ihrem Haus willkommen geheißen.

Doch jetzt wollte er ihrem ungeborenen Kind ans Leben!

Wie kam er dazu? Jahrhundertlang hatte sie versucht, einen Sohn von Archon zu empfangen – das war alles, was sie je gewollt hatte. Ein eigenes Kind.

Aufgrund einer Prophezeiung von drei kleinen Mädchen – Archons eifersüchtigen unehelichen Töchtern – sollte ihr Kind jetzt geopfert und getötet werden. Wegen irgendeines Unfugs, den diese kleinen Biester von sich gegeben hatten?

Niemals!

Es war ihr Kind, ihr Fleisch und Blut. Und sie würde jeden Einzelnen der atlantäischen Götter töten, der es bedrohte.

»Basi!«, rief sie ihre Nichte.

Basi versetzte sich neben sie in den Korridor und taumelte, dann stützte sie sich an der Wand ab. Als Göttin der Ausschweifung war sie selten nüchtern, und das passte Apollymi genau in den Plan.

Basi hickste und kicherte. »Brauchst du mich, Tantchen? Warum sind eigentlich alle so aufgeregt? Hab ich was Wichtiges verpasst?«

Apollymi packte sie am Handgelenk und teleportierte sie beide von Katoteros, wo die atlantäischen Götter lebten, hinunter in die Sphäre von Kalosis, der Hölle, in der ihr Bruder herrschte.

Hier, an diesem feuchtkalten, verbotenen Ort, war sie zur Welt gekommen. Es war der einzige Ort, wo Archon wirklich Angst hatte. Trotz all seiner Macht wusste er, dass Apollymi hier im Dunkeln uneingeschränkt herrschte. Wenn sie sich mit ihren Kräften hier verschanzte, konnte sie ihn besiegen.

Apollymi war die Göttin des Todes, der Zerstörung und des Krieges, und sie hatte im reichen und tiefschwarzen Palast ihres Bruders einen eigenen Raum, damit sie nie vergaß, woher sie stammte.

Dorthin versetzte sie nun Basi und sich selbst.

Dann verschloss Apollymi die Türen und Fenster des Zimmers, ehe sie die beiden vertrauenswürdigsten Dämonen zu ihrem Schutz heraufbeschwor. »Xiamara, Xedrix – ich brauche euch!«

Die Dämonen, die als Tattoos auf ihr lebten, lösten sich von ihrer Haut und nahmen vor ihr Gestalt an.

Xiamaras Haut, deren Farben sich stets änderten, war gerade rot mit weiß durchsetzt. Langes schwarzes Haar umschloss ein

koboldhaftes Gesicht, aus dem zwei große rote Augen besorgt hervorblickten. Xiamaras Sohn Xedrix sah ihr ähnlich, aber seine Haut war rot mit orange durchsetzt, wie immer, wenn er nervös war. »Was brauchst du, Akra?«, fragte Xiamara. Sie sprach Apollymi mit dem atlantäischen Ausdruck für »Herrin« an.

Apollymi wusste nicht, warum Xiamara darauf bestand, sie Akra zu nennen, wo sie einander doch so nahe standen wie Schwestern, nicht wie Herrin und Dienerin. »Bewacht den Zugang zu diesem Raum! Tötet jeden, der hereinwill, und wenn es Archon selbst wäre! Habt ihr verstanden?«

»Dein Wille ist unser Wille, Akra. Niemand wird dich stören.«

»Müssen ihre Hörner eigentlich immer die gleiche Farbe haben wie die Flügel?«, fragte Basi und hielt sich torkelnd am Bettpfosten fest, während sie die Dämonen betrachtete. »Also ehrlich, man sollte doch meinen, wenn sie schon so bunt sind, dann hätten sie mehr Farbkombinationen zur Verfügung. Ich finde, Xedrix würde mit orangefarbenen Hörnern viel besser aussehen.«

Apollymi ignorierte sie. Für Basis dumme Bemerkungen hatte sie jetzt keine Zeit – nicht, wenn sie das Leben ihres Sohnes retten wollte.

Sie wollte dieses Kind, und sie war bereit, alles dafür zu tun.

Wirklich absolut alles.

Mit klopfendem Herzen zog sie ihren atlantäischen Dolch aus der Schublade der Kommode und hielt ihn einen Augenblick fest. Der goldene Griff lag kalt in ihrer Hand. Auf der Klinge aus Stahl, die im Dämmerlicht aufblitzte, waren schwarze Rosen und Knochen eingraviert, die ineinander verschlungen waren. Dieser Dolch diente dazu, Leben zu beenden.

Doch heute würde er Leben spenden.

Der Gedanke an das, was gleich geschehen musste, schreckte Apollymi zutiefst. Doch es gab keinen anderen Weg, um ihr

Kind zu retten. Sie schloss die Augen, packte den kalten Dolch und versuchte, nicht zu weinen, doch ihr glitt eine Träne aus dem Augenwinkel.

Genug! Sie brüllte sich selbst an und wischte die Träne ärgerlich ab. Jetzt musste sie handeln, sie durfte nicht schwach werden. Ihr Sohn brauchte sie!

Vor Zorn und Furcht zitterte ihr die Hand, als sie zum Bett ging und sich niederlegte. Sie zog ihr Gewand hoch und legte ihren Leib frei. Mit der Hand glitt sie über den gedehnten Bauch, in dem ihr Sohn wartete, geschützt und doch in Gefahr. Sie wäre ihm nie wieder so nahe. Nie wieder würde sie spüren, wie er sie trat und sich unruhig in ihr regte, während sie zärtlich und geduldig lächelte. Sie war kurz davor, sie beide voneinander zu trennen, obwohl es noch nicht an der Zeit war, dass Apostolos zur Welt kam.

Aber sie hatte keine Wahl.

»Sei tapfer, sei es für mich, mein Sohn«, flüsterte sie, ehe sie sich selbst den Bauch aufschlitzte und das Kind bloßlegte.

»Igitt, wie ekelhaft!«, heulte Basi auf. »Mir wird ...«

»Rühr dich nicht vom Fleck!«, brüllte Apollymi sie an. »Wenn du dieses Zimmer verlässt, reiße ich dir das Herz raus!«

Mit aufgerissenen Augen blieb Basi regungslos stehen.

Als wüsste sie, was passiert war, erschien Xiamara. Die Dämonin mit der rot-weißen Haut war die schönste und loyalste von allen in Apollymis Dämonen-Armee. In ruhigem Einvernehmen hob Xiamara das Baby aus Apollymis Leib und half ihr dabei, sich selbst zu heilen.

Die Dämonin nahm ihr blutrotes Halstuch und wickelte Apostolos hinein, dann hielt sie Apollymi den Säugling hin und verneigte sich tief.

Apollymi verdrängte ihren körperlichen Schmerz, während sie ihren Sohn zum ersten Mal in den Armen hielt. Freude durchströmte sie, als sie merkte, dass er lebendig und gesund

war. Er war so winzig, so zerbrechlich – perfekt und einfach wunderschön.

Vor allem aber gehörte er zu ihr, und sie liebte ihn von ganzem Herzen.

»Du sollst leben, Apostolos«, sagte sie, und endlich rannen ihr die Tränen haltlos herunter. Sie fielen ihr wie Eisstückchen von den kalten Wangen und glitzerten in der Dunkelheit. »Wenn die Zeit gekommen ist, sollst du hierher nach Kalosis zurückkehren und Anspruch auf deinen rechtmäßigen Platz als König der Götter erheben. Ich werde dafür sorgen, dass es einst dazu kommt.« Sie drückte ihm die Lippen auf die blaue Stirn.

Er schlug die Augen auf und schaute sie an. Seine Augen schimmerten genau wie ihre eigenen wie Silber und Quecksilber. In ihnen lag eine Weisheit, die weit über die ihre hinausging. An diesen Augen würde die Menschheit seine Göttlichkeit erkennen und ihn dementsprechend behandeln. Er berührte mit seiner winzigen Faust ihre Wange, als würde er verstehen, was ihm beschieden war.

Sie schluchzte. Bei den Göttern, es war einfach nicht gerecht! Er war ihr Kind. Sie hatte ein ganzes Leben lang auf ihn gewartet und jetzt ...

»Verdammt sollst du sein, Archon, verdammt! Das werde ich dir nie vergeben!«

Sie drückte ihren Sohn an sich und hätte ihn am liebsten nie wieder losgelassen.

Aber sie musste es tun.

»Basi?«, fuhr sie ihre Nichte an, die sich noch immer am Bettpfosten festklammerte.

»Hmm?«

»Nimm ihn, und leg ihn einer schwangeren Königin in den Bauch. Verstanden?«

Basi ließ den Bettpfosten los und richtete sich auf. »Ja, kann ich machen. Aber was ist mit der Brut der Königin?«

»Vereine die Lebenskraft von Apostolos mit derjenigen des Königskindes. Lass der Königin durch ein Orakel verkünden, dass ihr Kind sterben wird, wenn meines stirbt.« Das würde ihn besser schützen als alles andere.

Eines musste sie noch erledigen. Apollymi riss sich die weiße Sfora vom Hals und hielt sie Apostolos an die Brust. Falls jemand vermutete, er könnte ihr Sohn sein, oder falls irgendein Gott seine Anwesenheit in der Sphäre der Menschen spürte, würde er Apostolos auf der Stelle töten.

Seine Kräfte mussten gebunden und von ihm ferngehalten werden, bis er alt genug war, sich selbst zur Wehr zu setzen. Sie drückte ihm die Kugel an die Brust und sah zu, wie seine Gottheit von ihm weg und in die Sfora glitt. Sein winziger Körper war jetzt nicht mehr blau, er sah aus wie ein ganz gewöhnliches menschliches Baby.

Erst jetzt war er wirklich sicher. Nicht einmal die Götter würden erfahren, was Apollymi getan hatte.

Sie umklammerte die Sfora, kann küsste sie Apostolos noch einmal auf die Stirn und hielt ihn ihrer Nichte hin. »Nimm ihn. Und verrate ja nichts davon, Basi. Wenn doch, wird Archon noch dein kleinstes Problem sein. Ich schwöre dir, ich werde nicht ruhen, bis ich mich in deinen Eingeweiden suhle.«

Basi riss ihre braunen Augen auf. »Baby in einen Bauch. In der Sphäre der Menschen. Niemandem was verraten und die Sache nicht vermasseln. Kapiert.« Sie verschwand augenblicklich.

Apollymi saß da und starrte auf den Fleck, wo Basi gerade noch gestanden hatte. Ihr Herz schrie nach ihrem Kind, sie wollte ihr Baby zurück.

Wenn doch nur ...

»Xiamara, folge ihr, und sieh zu, dass sie meinen Befehl auch ausführt.«

Die Dämonin verbeugte sich und verschwand.

Mit gebrochenem Herzen blieb Apollymi in dem blutigen

Bett zurück. Sie hätte am liebsten geweint und geschrien, aber was hätte das genutzt? Es würde nichts bringen. Weder ihre Tränen noch ihr Flehen könnten Archon davon abhalten, ihr Kind zu töten. Seine unehelichen Bälger hatten ihn davon überzeugt, dass Apostolos die Götterwelt zerstören und Archon als obersten Gott ersetzen würde.

So sei es.

Mit schmerzdem Körper erhob sie sich vom Bett.
»Xedrix?«

Xiamaras Sohn erschien vor ihr. »Ja, Akra?«

»Bitte besorg mir einen Stein aus dem Meer.«

Er schien verwirrt, aber er führte ihren Befehl sofort aus.

Als er zurückkehrte, wickelte sie den kleinen Stein in Windeln. Die Geburt hatte sie geschwächt, Wut und Furcht verunsicherten sie, deshalb stützte sie sich auf Xedrix. »Bring mich zu Archon.«

»Bist du sicher, Akra?«

Sie nickte.

Der Dämon half ihr, nach Katoteros zurückzukehren. Sie erschienen mitten im Saal, wo Archon mit seinen Töchtern Chara und Agapa stand – ironischerweise die Göttinnen der Freude und der Liebe. Die beiden waren durch Parthenogenese entstanden und gemeinsam seiner Brust entsprungen, als Archon Apolymi zum ersten Mal angeblickt hatte. Seine Liebe zu ihr war legendär gewesen. Bis er sie dadurch zerstört hatte, dass er von ihr das Einzige verlangte, was sie ihm nie geben würde.

Das Leben ihres Sohnes.

Archons Gesichtszüge waren perfekt. Er war groß und muskulös, und sein blondes Haar leuchtete im Dämmerlicht. Er war wirklich der schönste Gott von allen. Schade, dass seine Schönheit bloß oberflächlich war.

Als er das Bündel in ihren Armen sah, kniff er die blauen Augen drohend zusammen.

»Es wurde aber auch Zeit, dass du zur Vernunft kommst. Gib mir das Kind!«

Sie trat vor und legte ihrem Mann das Kind aus Stein in die Arme.

Archon blickte sie finster an. »Was soll das denn?«

»Es ist das, was du verdienst, du Mistkerl, und es ist alles, was du je von mir bekommen wirst!«

Am Flackern in seinen Augen konnte sie erkennen, dass er sie am liebsten geschlagen hätte. Aber das wagte er nicht. Sie wussten beide, wer von ihnen stärker war – er war es nicht. Archon war nur so mächtig, weil er Apollymi an seiner Seite hatte. Sich gegen sie aufzulehnen würde das Ende seiner Herrschaft bedeuten.

Außerdem war es nach dem Gesetz der Chthonier verboten, dass ein Gott einen anderen tötete. Wenn irgendein Dummkopf das wagte, würde er damit den Zorn der Chthonier auf sich ziehen. Die Strafe für eine solche Tat erfolgte rasch, brutal und unwiederbringlich.

Im Moment schaffte Apollymi es, ihre aufgewühlten Gefühle zu unterdrücken und rational zu denken – aber nur mit Mühe und Not. Wenn Archon sie schlug, wäre es mit seiner Macht und ihm vorbei, das wusste er genau. Dann würde sie vergessen, dass sie sich vor den Chthoniern fürchtete, und würde ihrem gesamten Zorn auf ihn freien Lauf lassen. Es wäre ihr egal, wenn sie bestraft würde und sterben müsste.

Der Sieg gehört der Spinne. Sie dachte an das Lieblingspruchwort ihrer Mutter.

Sie würde auf den richtigen Augenblick warten, bis Apostolos erwachsen und seine Zeit gekommen wäre. Dann würde er an Stelle von Archon regieren und dem König der Götter zeigen, was es bedeutete, wirklich mächtig zu sein.

Um ihres Sohnes willen würde sie die launischen Chthonier jetzt nicht reizen. Sie würden sich möglicherweise sogar

auf Archons Seite stellen und ihr Kind töten. Nur die Chthonier wären in der Lage, Apollymi ihrer Kräfte zu berauben und Apostolos zu vernichten. Doch die drei unehelichen Töchter von Archon und seiner Geliebten Themis besaßen die Macht über das Schicksal. Aus Dummheit und Angst hatten diese griechischen Schicksalsgöttinnen, kleine Mädchen noch, einen Fluch über Apollymis Sohn ausgesprochen.

Allein das war Grund genug, dass sie ihren Mann am liebsten umgebracht hätte. Er starrte sie verwirrt und mit gerunzelter Stirn an.

»Du würdest uns alle der Verdammnis überantworten – nur für dieses eine Kind?«, fragte Archon.

»Und du würdest mein Kind der Verdammnis überantworten – nur wegen dieser drei halb-griechischen Bastarde?«

Seine Nasenflügel bebten. »Sei doch wenigstens dieses eine Mal vernünftig. Die Mädchen haben nicht begriffen, dass sie ihn verdammt haben, als sie sprachen. Sie lernen ihre Kräfte doch allmählich erst kennen. Sie hatten Angst, dass wir ihn lieber hätten als sie, deshalb haben sie sich an den Händen gehalten und ihrer Angst Ausdruck verliehen. Jetzt ist ihr Wort Gesetz und kann nicht rückgängig gemacht werden. Wenn dieses Kind lebt, dann müssen wir alle sterben.«

»Dann sterben wir, denn er wird leben, so viel ist sicher.«

Archon brüllte auf vor Wut, dann schleuderte er den gewickelten Stein mitten durch die Wand. Er griff nach Agapa und Chara und begann mit einem leisen Singsang.

Apollymis Augen flackerten rot auf vor Wut, als sie merkte, was sie taten: Es war ein Einkerkerungsfluch.

Und zwar für Apollymi!

Weil sie ihre Kräfte miteinander vereinigten, waren sie tatsächlich in der Lage, sie zu unterwerfen.

Trotz allem lachte Apollymi. Aber sie merkte sich ganz genau, welcher Gott einstimmte und ihrem Mann half. »Es wird der

Tag kommen, an dem ihr alle bereuen werdet, was ihr heute tut. Wenn Apostolos zurückkehrt, werdet ihr dafür büßen.«

Xedrix stellte sich zwischen sie und die anderen Götter. Apollymi hielt ihn davon ab, die Götter anzugreifen. »Sie werden uns nichts tun, Xedrix, das können sie gar nicht.«

»Nein«, sagte Archon bitter, »aber du wirst in Kalosis eingesperrt bleiben, bis du uns verrätst, wo du Apostolos versteckt hast, oder bis er stirbt. Erst dann kannst du nach Katoteros zurückkehren.«

Apollymi lachte. »Wenn mein Sohn das Mannesalter erreicht hat, wird er zu mir kommen. Wenn er mich dann befreit, wird die Welt, wie ihr sie kennt, untergehen. Ich werde euch vernichten, euch alle!«

Archon schüttelte den Kopf. »Wir werden ihn finden und ihn töten.«

»Das wird euch nicht gelingen, und ich werde dereinst auf euren Gräbern tanzen!«

DAS TAGEBUCH VON RYSSA,
PRINZESSIN VON DIDYMOS

23. JUNI 9548 V. CHR.

Meine Mutter, Königin Aara, lag schweißbedeckt und mit aschgrauem Gesicht auf ihrem vergoldeten Bett, eine Dienerin strich ihr das feuchte blonde Haar aus den hellblauen Augen. Trotz ihrer Schmerzen war mir meine Mutter noch nie freudiger erschienen als an diesem Tag, und ich fragte mich, ob sie bei meiner Geburt auch so glücklich gewesen war.

Das Zimmer war voller Offizieller des Hofes, auch mein Vater, der König, stand mit dem Staatsrat neben dem Bett. Die großen Glasfenster waren weit geöffnet und ließen frische Seeluft herein, die an dem heißen Sommertag lindernde Kühle brachte.

»Es ist noch ein wunderschöner Junge!«, rief die Hebamme strahlend und wickelte den neugeborenen Säugling in eine Decke.

»Bei Artemis, Aara, du machst mir Ehre!«, rief mein Vater, und ein lautes Jubeln lief durch die Reihen der Menschen im Raum. »Zwillingsöhne, die einst unsere beiden Inseln regieren werden.«

Ich war erst sieben Jahre alt und sprang voller Freude umher. Endlich, nach mehreren Fehlgeburten und Totgeburten meiner Mutter, hatte ich nicht nur einen Bruder bekommen, sondern gleich zwei!

Mutter lachte glücklich und drückte ihren Zweitgeborenen an die Brust, während eine andere Hebamme den Erstgeborenen säuberte.

Ich schob mich durch die Menge nach vorne und schaute mir ein Baby näher an. Es war winzig klein und wunderschön, der kleine Junge wand sich und kämpfte darum, Luft in die Lunge zu bekommen. Endlich hatte er einen tiefen Atemzug getan, da hörte ich den erschrockenen Schrei der Hebamme, die das Kind hielt.

»Zeus möge Mitleid haben, der Älteste ist missgestaltet, Eure Majestät!«

Meine Mutter schaute auf, die Augenbrauen hatte sie besorgt gerunzelt. »Wieso?«

Die Hebamme brachte das Kind zu ihr hinüber.

Ich hatte schreckliche Angst, dass irgendetwas nicht stimmte. Auf mich wirkte das Baby völlig normal.

Es streckte die Ärmchen nach seinem Bruder aus, der mit ihm in den vergangenen Monaten den Mutterleib geteilt hatte. Es war, als suchte es Trost bei seinem Bruder.

Doch meine Mutter zog seinen Bruder aus seiner Sicht und aus seiner Reichweite. »Das kann nicht sein«, schluchzte sie. »Er ist blind!«

»Er ist nicht blind, Eure Majestät«, sagte die Wahrsagerin und trat hinzu. Ihre weißen Gewänder waren reich mit goldenen Fäden bestickt, und sie trug eine kunstvolle goldene Spange im ergrauten Haar. »Er wurde Euch von den Göttern gesandt.«

Mein Vater kniff misstrauisch die Augen zusammen und schaute meine Mutter wütend an. »Du bist mir also untreu gewesen?«, fragte er anklagend.

»Nein, niemals!«

»Wie kann dieses Kind dann deinem Leib entsprungen sein? Wir alle waren Zeugen.«

Alle im Raum sahen jetzt die weise Frau an, die ausdruckslos auf das winzige, hilflose Baby starrte, das nach jemandem weinte, der es in den Arm nahm und ihm Trost und Wärme spenden würde.

Aber das tat niemand.

»Dieses Kind wird einst etwas zerstören«, sagte die weise Frau, und ihre alte Stimme hallte laut und klar durch den Raum, so dass alle ihre Verkündigung hören konnten. »Seine Berührung wird vielen den Tod bringen. Nicht einmal die Götter selbst werden vor seinem Zorn sicher sein.«

Ich schnappte nach Luft und begriff nicht, was das bedeuten sollte.

Wie konnte denn ein Baby jemandem etwas tun? Es war doch winzig klein und völlig hilflos.

»Dann tötet ihn sofort.« Mein Vater winkte eine Wache heran und befahl dem Mann, sein Schwert zu zücken und das Kind zu erschlagen.

»Nein!«, wandte die weise alte Frau ein und hielt den Mann zurück, ehe er den Befehl des Königs ausführen konnte. »Wenn du dieses Kind tötest, König, dann wird auch dein anderer Sohn sterben. Ihre Lebenskräfte sind miteinander verwoben. Es ist der Wille der Götter, dass du dieses Kind aufziehst, bis es zum Mann herangewachsen ist.«

Der ältere Zwilling schluchzte.

Ich schluchzte auch, denn ich begriff nicht, warum sie ein kleines Kind so hassten.

»Ich werde kein Monster aufziehen«, knurrte mein Vater.

»Ihr habt keine Wahl.« Die Wahrsagerin nahm der Hebamme das Kind ab und legte es meiner Mutter in den Arm.

Ich runzelte die Stirn, als ich einen Hauch von Zufriedenheit in den Augen der Hebamme sah. Dann bahnte sich die auffallend schöne blonde Frau einen Weg durch die Menge und verließ den Raum.

»Er ist Eurem Leib entsprungen, Majestät«, sagte die weise Frau, ich wandte die Aufmerksamkeit wieder meiner Mutter und ihr zu. »Er ist Euer Sohn.«

Das Kind schrie jetzt noch lauter und streckte die Ärmchen

nach meiner Mutter aus. Nach *seiner* Mutter. Sie zuckte vor ihm zurück und drückte ihren zweiten Sohn fester an sich. »Ich werde es nicht stillen. Ich will es nicht anfassen. Schaff es mir aus den Augen.«

Die Wahrsagerin brachte meinem Vater das Kind. »Was ist mit Euch, Majestät? Wollt Ihr ihn nicht als Euer Kind anerkennen?«

»Niemals. Dieses Kind ist nicht mein Sohn.«

Die Frau holte tief Luft und hielt das Kind so, dass alle im Raum es sehen konnten. In ihrer Berührung wurde keinerlei Liebe oder Mitgefühl sichtbar.

»So soll er denn Acheron heißen – nach dem Fluss des Kummers. Wie der Fluss der Unterwelt wird seine Reise dunkel, lang und voller Entbehungen sein. Er wird Leben spenden und Leben nehmen. Er wird einsam und verlassen durchs Leben schreiten – stets wird er auf der Suche nach Freundlichkeit sein, und stets wird er Grausamkeit erfahren.«

Die Frau schaute auf das Neugeborene in ihren Armen und sprach die einfache und schreckliche Wahrheit, die den Jungen sein Leben lang begleiten würde. »Mögen die Götter Mitleid mit dir haben, mein Kleiner, von keinem sonst wirst du es je erfahren.«

30. AUGUST 954 I V. CHR.

»Warum hassen mich alle, Ryssa?«

Ich hielt in meiner Arbeit am Webrahmen inne und schaute auf, als Acheron schüchtern näher kam. Er war jetzt sieben Jahre alt und ein unglaublich schönes Kind. Sein goldblondes Haar schien den ganzen Raum zu erhellen, als hätten die Götter ihn berührt, die ihn anscheinend aufgegeben hatten. »Niemand hasst dich, Akribos.«

Aber tief im Herzen wusste ich, dass er recht hatte.

Und er wusste es auch.

Er kam zu mir, da erkannte ich auf seinem Gesicht den Abdruck einer Hand. In seinen silbern wirbelnden Augen standen keine Tränen. Er hatte sich so daran gewöhnt, geschlagen zu werden, dass es ihm nichts mehr auszumachen schien.

Oder vielleicht nur noch tief im Herzen.

»Was ist denn passiert?«, fragte ich.

Er schaute zur Seite.

Ich stand auf und ging zu ihm hinüber, kniete mich vor ihn und strich ihm sanft das blonde Haar von der geschwollenen Wange weg. »Sag's mir.«

»Sie hat Styxx in den Arm genommen.«

Ich wusste, wer *sie* war, ohne dass ich fragen musste. Er war bei unserer Mutter gewesen. Ich hatte nie begriffen, wie sie mir und Styxx gegenüber so liebevoll sein konnte und Acheron gegenüber so grausam und kalt. »Und?«

»Ich wollte, dass sie mich auch in den Arm nimmt.«

In diesem Augenblick sah ich die verräterischen Zeichen eines Jungen, der sich nichts sehnlicher wünschte als die Liebe seiner Mutter: das leichte Zittern der Lippen, Augen, die ein wenig feucht wurden.

»Wie kommt es, dass ich genau so aussehe wie Styxx, und gleichzeitig soll ich unnatürlich sein und er nicht? Ich verstehe nicht, warum ich ein Monster sein soll. Ich fühle mich nicht wie ein Monster.«

Ich konnte es ihm nicht erklären, denn ich hatte, im Gegensatz zu allen anderen, niemals einen Unterschied erkennen können. Wie sehr ich mir wünschte, Acheron würde meine Mutter so kennen, wie ich sie kannte!

Aber alle bezeichneten ihn als Monster.

Ich sah nur einen kleinen Jungen, ein Kind, das nichts weiter wollte, als von einer Familie akzeptiert zu werden, die ihn verleugnete. Warum konnten meine Eltern ihn nicht anschauen und erkennen, was für eine freundliche, sanfte Seele er hatte? Er war ruhig und respektvoll und tat nichts und niemandem etwas zuleide. Wir spielten und lachten zusammen, doch vor allem nahm ich ihn in den Arm, wenn er weinte.

Ich ergriff seine Hand, die weiche Hand eines kleinen Jungen. In ihr lagen weder Bosheit noch mörderisches Potential.

Acheron war immer ein liebevolles Kind gewesen. Während Styxx herumjammerte, sich über jede Kleinigkeit beschwerte und sich ständig meine Spielzeuge nahm, versuchte Acheron Frieden zu stiften und alle um sich herum zu trösten.

Er schien älter zu sein als sieben, manchmal erschien er mir sogar älter als ich selbst.

Er hatte merkwürdige Augen. Ihre silberne wirbelnde Farbe verriet, dass er von Geburt an eng mit den Göttern verbunden war. Aber das machte ihn doch nur zu etwas Besonderem und nicht zu etwas Fürchterlichem!

Ich lächelte ihn an und hoffte, das würde seinen Schmerz ein bisschen lindern. »Eines Tages, Acheron, wird die ganze Welt erfahren, dass du ein ganz besonderer Junge bist. Einmal wird der Tag kommen, an dem sich niemand mehr vor dir fürchtet, du wirst schon sehen.«

Ich beugte mich vor und wollte ihn umarmen, aber er wich zurück. Er war es gewohnt, dass andere ihn verletzten, und obwohl er wusste, dass ich nicht zu diesen Menschen gehörte, zögerte er noch immer, sich von mir trösten zu lassen.

Plötzlich ging die Tür zu meinem Zimmer auf, und viele Soldaten kamen herein.

Bei ihrem Anblick bekam ich Angst und trat zurück, denn ich wusste nicht, was sie wollten. Acheron klammerte sich mit seinen kleinen Fäusten an den Rock meines blauen Gewandes und versteckte sich hinter mir.

Mein Vater und mein Onkel schritten zwischen den Männern hindurch, bis sie direkt vor mir standen. Die beiden sahen praktisch genau gleich aus. Sie hatten die gleichen blauen Augen, das gleiche gewellte blonde Haar und die gleiche helle Haut. Kein Mensch wäre je darauf gekommen, dass mein Onkel drei Jahre jünger war als mein Vater. Sie konnten jederzeit als Zwillinge durchgehen.

»Ich hab dir doch gesagt, er ist bei ihr«, sagte mein Vater zu Onkel Estes. »Er verleitet sie schon wieder zu schlechten Dingen.«

»Keine Sorge«, sagte Estes, »ich werde mich darum kümmern. Du brauchst nie wieder an ihn zu denken.«

»Was habt ihr vor?«, fragte ich, erschreckt von ihrem unheilvollen Ton. Wollten sie Acheron etwa töten?

»Das geht dich nichts an«, fuhr mein Vater mich an. Er hatte noch nie so mit mir gesprochen, ich starrte ihn entsetzt an.

Er packte Acheron und schob ihn auf meinen Onkel zu.

Acheron schaute in panischem Schrecken um sich und streck-

te die Hand nach mir aus, aber mein Onkel packte ihn fest am Arm und riss ihn weg.

»Ryssa!«, rief Acheron.

»Nein!«, schrie ich und versuchte, ihm zu Hilfe zu kommen. Mein Vater riss mich zurück und hielt mich fest. »Er kommt jetzt an einen besseren Ort.«

»Wohin denn?«

»Nach Atlantis.«

Ich sah entsetzt zu, wie Acheron weggeführt wurde. Noch lange hörte ich ihn schreien, ich sollte ihn retten.

Atlantis war weit weg, viel zu weit – und bis vor Kurzem hatten wir gegen dieses Land Krieg geführt. Ich hatte nur Schlimmes über diesen Ort gehört und über alle, die dort lebten.

Schluchzend schaute ich zu meinem Vater hoch. »Er wird Angst haben!«

»Solche wie er haben niemals Angst.«

Acherons Schreie und sein Flehen strafte die Worte Lügen. Mein Vater mochte ein mächtiger König sein, aber er hatte unrecht. Ich wusste genau, wie viel Angst Acheron hatte.

Und ich selbst hatte ebenfalls große Angst.

Würde ich meinen Bruder jemals wiedersehen?

3. NOVEMBER 9532 V. CHR.

Es ist neun Jahre her, seit ich meinen Bruder zuletzt gesehen habe – und nicht ein Tag ist vergangen, an dem ich mich nicht gefragt habe, was er treibt und wie man ihn behandelt.

Immer wenn Estes bei uns zu Besuch weilte, nahm ich ihn zur Seite und fragte ihn über Acheron aus.

»Es geht ihm gut, er ist gesund, Ryssa. Ich gebe gut auf ihn Acht, er hat alles, was er braucht. Ich erzähle ihm gern, dass du dich nach seinem Wohlergehen erkundigt hast.«

Doch etwas in mir war mit dieser Antwort nie richtig zufrieden. Ich hatte Vater schon wiederholt gebeten, nach Acheron zu schicken, ihn wenigstens einmal für einen Festtag heimzuholen. Eigentlich hätte man ihn als Prinzen niemals wegschicken dürfen. Und doch lebte er in einem Land, das immer auf der Schwelle zum Krieg mit uns stand. Obwohl Estes den Posten eines Gesandten bekleidete, würde man den griechischen Prinzen Acheron töten, wenn es einen neuen Krieg gäbe.

Vater lehnte meine Bitten immer wieder ab.

Ich hatte Acheron jahrelang geschrieben, und normalerweise schrieb er gewissenhaft zurück. Seine Briefe waren immer sehr kurz und enthielten nur wenige Einzelheiten, trotzdem hielt ich jeden einzelnen Brief in Ehren.

Als ich also vor ein paar Wochen einen weiteren Brief bekommen hatte, hatte ich mir nichts dabei gedacht.

Nicht, bis ich ihn las.

Seid begrüßt, hochverehrte, gnädige Prinzessin Ryssa, vergebt mir meine Dreistigkeit und meine Unverfrorenheit. Ich habe einen der Briefe gefunden, die Ihr an Acheron gerichtet habt, und habe mich, unter größter Gefahr für Leib und Leben, entschieden, Euch zu schreiben. Ich kann Euch nicht sagen, welches Übel ihm widerfahren ist, aber wenn Ihr Euren Bruder wirklich liebt, wie Ihr schreibt, dann bitte ich Euch, kommt her und seht nach ihm.

Ich hatte niemandem von diesem Brief erzählt. Er trug nicht einmal eine Unterschrift. Es hätte genauso gut ein übler Scherz sein können.

Und doch wurde ich das Gefühl nicht los, dass Acheron mich brauchte.

Tagelang rang ich mit mir, ob ich nach Atlantis reisen sollte, bis ich es schließlich nicht mehr aushielt.

Ich nahm meine persönliche Wache Boraxis zu meinem Schutz mit, schlich mich aus dem Palast und wies meine Mägde an, meinem Vater zu sagen, ich würde eine Tante in Athen besuchen. Boraxis hielt es für töricht, dass ich den ganzen Weg nach Atlantis reiste, nur wegen eines Briefes, der nicht einmal unterzeichnet war, aber das war mir egal.

Wenn Acheron mich brauchte, dann würde ich kommen.

Doch dieser Mut verließ mich einige Tage später, als ich im Haus meines Onkels in der Hauptstadt von Atlantis eintraf. Das große rot glänzende Gebäude schüchterte den Betrachter noch mehr ein als unser Palast auf Didymos. Er wirkte, als wäre er nur aus diesem einen Grund errichtet worden – um den Menschen Angst einzujagen und ihnen Ehrfurcht einzuflößen. Natürlich gehörte es zu Estes' Aufgaben als unser Gesandter, unsere Feinde auf diese Art zu beeindrucken.

Das Inselreich von Atlantis war viel weiter entwickelt als meine griechische Heimat. Hier leuchtete und funkelte alles. Es war

mehr Leben um mich herum, als ich je zuvor gesehen hatte. Es war wirklich eine geschäftige Metropole.

Ich ignorierte meine Angst und schaute Boraxis an. Er war größer als die meisten anderen Männer, mit struppigem schwarzem Haar, das er zum Zopf geflochten trug, der ihm den Rücken hinunterhing. Boraxis war groß und kräftig, er konnte tödlich sein. Und er war mir treu ergeben, obwohl er nur ein ganz gewöhnlicher Diener war. Er bewachte mich schon, als ich noch ein Kind war.

Er würde nie zulassen, dass mir ein Leid geschah.

Das rief ich mir ins Gedächtnis, ehe ich die Marmorstufen hinaufstieg und auf den Eingang aus Gold zuschritt. Ein Diener öffnete mir, noch ehe ich die Tür erreicht hatte.

»Herrin«, sagte er diskret, »kann ich Euch helfen?«

»Ich bin gekommen, um Acheron zu sehen.«

Er neigte den Kopf und bat mich, ihm ins Innere des Hauses zu folgen. Ich fand es merkwürdig, dass mich der Bedienstete nicht fragte, wer ich war oder was ich von Acheron wollte. Zu Hause wurde niemand auch nur in die Nähe der königlichen Familie gelassen, ohne dass man ihn zuvor gründlich befragte.

Einem Unbekannten Zugang zu unseren privaten Gemächern zu gestatten war ein Verbrechen, das mit dem Tode bestraft wurde. Doch dieser Mann dachte sich offenbar nichts dabei, uns quer durch das Haus meines Onkels zu führen.

Als wir einen weiteren Flur erreichten, wandte sich der ältere Mann nach mir um und schaute Boraxis an. »Wird der Wächter bei Eurer Begegnung mit Acheron anwesend sein?«

Bei dieser merkwürdigen Frage runzelte ich die Stirn. »Ich denke nicht.«

Boraxis sog scharf den Atem ein, und in seinen braunen Augen lag Sorge. »Prinzessin ...«

Ich legte ihm die Hand auf den Arm. »Es ist gut. Warte hier, ich werde rasch wieder zurück sein.«

Er schien nicht besonders erfreut über meine Entscheidung, und ehrlich gesagt, ich selbst war es auch nicht, aber im Haus meines Onkels würde mir sicher nichts zustoßen. Also ließ ich Boraxis stehen und ging weiter den Flur hinunter.

Mir fiel auf, wie ungeheuer ruhig es im Haus meines Onkels war. Man hörte nicht einmal ein Flüstern, niemand lachte, niemand sprach.

Nur unsere Schritte hallten im langen, dunklen Flur wider. So weit ich schauen konnte, war alles mit schwarzem Marmor gefliest, der unsere Bilder zurückwarf, während wir durch die reichlich ausgestatteten Räumlichkeiten schritten: nackte Statuen, exotische Pflanzen und Blumen.

Der Diener führte mich zu einem Raum auf der anderen Seite des Hauses und öffnete die Tür.

Ich trat ein und zögerte, als ich bemerkte, dass ich in Acherons Schlafzimmer stand. Wie außerordentlich merkwürdig, dass er mich in dieses Zimmer führte, ohne zu wissen, dass ich Acherons Schwester war. Andererseits – vielleicht wusste er es ja? Das würde manches erklären.

Ja, das musste es sein. Er musste bemerkt haben, dass ich meinen beiden Brüdern sehr ähnlich sehe. Abgesehen von Acherons göttlichen silbernen Augen haben unsere Haare und unsere Haut den gleichen Farbton.

Ich entspannte mich und schaute mich um. Ich befand mich in einem außergewöhnlich großen Zimmer mit einem übergroßen Kamin, davor standen zwei Sofas mit einer merkwürdigen Stangenkonstruktion dazwischen. Es erinnerte mich an eine Folterbank, aber das ergab keinen Sinn. Vielleicht war das etwas, was es nur in Atlantis gab. Ich hatte schon oft gehört, dass die Leute hier sehr merkwürdige Sitten hatten.

Das Bett selbst war im Vergleich zum Zimmer recht klein, und die vier großen Bettpfosten waren mit kunstvollen Schnitzereien verziert, die Raubvögel darstellten. Oben an jedem Pfs-

ten war der Kopf des Vogels so verdreht, dass der Schnabel ausgestreckt war wie ein Haken und den Bettvorhang halten konnte, nur dass es gar keine Bettvorhänge gab.

Wie überall waren auch hier die Wände aus schimmerndem schwarzem Marmor, der mein Spiegelbild deutlich und klar zurückwarf. Als ich mich umschaute, fiel mir auf, dass der Raum gar keine Fenster hatte. Es gab auch keinen Balkon. Das einzige Licht kam von den Wandleuchten, die über das Zimmer verstreut waren. Es verlieh dem Raum etwas Dunkles und Unheilvolles.

Das war wirklich sehr merkwürdig ...

Drei Dienerinnen machten Acherons Bett, und eine vierte Frau überwachte sie dabei. Diese Aufseherin war eine zerbrechlich wirkende Frau von kleiner Statur, vielleicht vierzig Jahre alt.

»Es ist nicht die rechte Zeit«, sagte sie zu dem Mann, der mich durchs Haus hierhergeführt hatte. »Er bereitet sich noch vor.«

Der Mann verzog verächtlich den Mund. »Soll ich Gerikos sagen, dass ich eine Kundin warten ließ, während Acheron herumtrödelt?«

»Aber er hat noch nicht einmal Zeit gehabt zu essen.« Die Frau bestand darauf. »Er hat den ganzen Morgen ohne eine einzige Pause gearbeitet.«

»Hol ihn.«

Ich runzelte die Stirn, während ich ihrer geflüsterten Unterhaltung folgte. Hier stimmte irgendetwas ganz und gar nicht. Mein Bruder, ein Prinz, arbeitete?

Die Frau wandte sich zu einer Tür am anderen Ende des Zimmers.

»Warte«, sagte ich und hielt sie auf. »Ich hole ihn selbst. Wo ist er?«

Die Frau warf dem Mann einen ängstlichen Blick zu.

»Es ist ihre Zeit mit ihm«, sagte der Mann mit fester Stimme. »Lass die Dame tun, was sie wünscht.«

Die ältere Frau trat zurück und öffnete die Tür, die zu einem Vorzimmer führte. Als ich hindurchtrat, hörte ich, wie sie und der Mann die anderen Dienerinnen riefen und alle das Zimmer verließen.

Auch das fand ich wieder außerordentlich merkwürdig ...

Zögernd betrat ich den Raum und erwartete, meinen Bruder vorzufinden, der genauso wäre wie Styxx: Ein arroganter junger Mann, der meinte, er wüsste alles über die Welt. Ein beleidigender, großspuriger Jugendlicher in der Entwicklung zum Mann, mürrisch und verwöhnt, der sich fragen würde, warum ich mir die Mühe machte und mich auf diese törichte Suche nach ihm begeben hatte.

Ich war völlig unvorbereitet auf das, was ich vorfand.

Acheron saß allein in einer großen Badewanne. Sein makelloser nackter Rücken war mir zugewandt, er hatte seinen blonden Kopf vornübergeneigt und auf den Rand der Wanne gelegt, als wäre er zu müde, um aufrecht zu sitzen. Das Haar reichte ihm knapp bis über die Schultern und war feucht, aber nicht nass.

Mir schlug das Herz bis zum Hals, ich trat näher und bemerkte einen starken Duft nach Orangen. Ein kleines Tablett mit Brot und Käse stand unberührt neben ihm auf dem Boden.

»Acheron?«, flüsterte ich.

Er erstarrte einen Augenblick, dann spülte er sich das Gesicht ab, stieg aus der Wanne und trocknete sich rasch mit einem Handtuch ab, als wäre er völlig unbeeindruckt davon, dass ich ihn soeben beim Baden gestört hatte.

Ihn umgab eine Aura von Macht, als er sich mit kurzen schnellen Bewegungen abtrocknete, dann warf er das Handtuch auf einen Haufen anderer.

Einen Augenblick lang war ich gefesselt von seiner jugendlichen, männlichen Schönheit und von der Tatsache, dass er keinerlei Anstalten machte, sich anzuziehen oder sich zu bedecken.

Ihn zierten nur einige goldene Bänder, ein dünnes um den Hals, an dem ein kleiner Anhänger befestigt war, und breitere Goldreifen, die jeweils seinen Bizeps und seine Ellenbogen umschlossen. Weitere goldene Bänder lagen um seine Handgelenke. Eine Kette mit kleinen Kettengliedern verband die Bänder den Arm hinunter miteinander. Auch um die Fußknöchel trug er ein Goldband mit einem kleinen Kreis daran.

Als er sich mir näherte, war ich sprachlos. Er sah äußerlich ganz genauso aus wie Styxx, und doch bemerkte ich einige Unterschiede zwischen den beiden.

Styxx bewegte sich rasch wie Quecksilber.

Acheron dagegen war langsam und gründlich, wie ein sinnlicher Schatten, jede Bewegung war ein poetisches Zusammenspiel von Muskeln, Sehnen und Anmut.

Er war dünner als Styxx, viel dünner, so als ob er nicht genug zu essen bekommen würde, und doch waren seine Muskeln sehr gut geformt und perfekt gestählt.

Er hatte noch immer diese unheimlichen silbernen Augen, aber ich bekam sie nur ganz kurz zu sehen, dann wich er meinem Blick aus und schaute auf den Boden zu meinen Füßen.

Da war noch etwas anderes. Eine Atmosphäre von hoffnungsloser Resignation umgab ihn. Es war etwas, das ich zahllose Male bei Landarbeitern und Bettlern wahrgenommen hatte, die ans untere Palasttor kamen, um sich dort Almosen abzuholen.

»Vergebt mir, Herrin«, sagte er sanft mit merkwürdig verführerischer und leiser Stimme, als spreche er zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch. »Ich wusste nicht, dass Ihr kommen würdet.«

Seine Ketten klirrten sacht in der Stille. Er trat hinter mich wie ein geschmeidiger, verführerischer Geist, griff mir an den Hals und löste meinen Mantel.

Ich war völlig verblüfft und dachte gar nicht daran zu protestieren, als er mir das Kleidungsstück abnahm und es auf den

Boden legte. Erst als er mir das Haar aus dem Nacken strich und mir den Hals küsste, zuckte ich vor ihm zurück.

»Was tust du da?«, fragte ich.

Er schaute genauso verwirrt wie ich, aber er hielt noch immer den Blick auf den Boden zu meinen Füßen gerichtet. »Man hat mir nicht gesagt, wofür Ihr bezahlt habt, Herrin«, sagte er leise. »Eurem Aussehen nach zu urteilen nahm ich an, dass Ihr mich sanft haben wollt. Oder irre ich mich?«

Ich war zuerst vollkommen verduzt von seinen Worten und dann von der Tatsache, dass er nichts weiter sagte. Warum sprach er so mit mir? »Wofür soll ich bezahlt haben? Acheron, ich bin es, Ryssa!«

Er runzelte die Stirn, als ob er sich an niemanden dieses Namens erinnerte, und streckte erneut die Hand nach mir aus.

Ich trat einen Schritt zurück und hob meinen Mantel vom Boden auf. »Ich bin deine Schwester, Acheron. Kennst du mich nicht mehr?«

Seine Augen blitzten zornig, als er einen Augenblick meinem Blick begegnete. »Ich habe keine Schwester.«

Ich war völlig durcheinander, während ich versuchte, die ganze Sache zu verstehen. Das war nicht mehr der Junge, der mir mehr oder weniger jeden Tag schrieb, der Junge, der mir von seinen Tagen voller Müßiggang berichtete.

»Wie kannst du das sagen, nach all den Geschenken und Briefen, die ich dir geschickt habe?«

Sein Gesicht entspannte sich, als hätte er endlich begriffen. »Ach so, es ist ein Spiel, das Ihr mit mir spielen möchtet, Herrin. Ihr möchtet, dass ich Euren Bruder darstelle.«

Ich starrte ihn frustriert an. »Nein, Acheron, das ist kein Spiel. Du bist wirklich mein Bruder, ich schreibe dir fast jeden Tag, und du schreibst mir immer zurück.«

Ich konnte spüren, dass er mich gerne angeschaut hätte, und doch tat er es nicht.

»Ich bin Analphabet, Herrin. So kann ich Euer Spiel nicht mitspielen.«

Die Tür hinter mir schwang auf, und ein kleiner, rundlicher Mann mit einem langen atlantäischen Gewand, einer Formesta, trat ein. Er schaute auf ein Pergament und achtete nicht auf uns.

»Acheron, warum bist du nicht in deinem ...« Er verstummte, als er aufschaute und mich entdeckte, drohend kniff er die Augen zusammen.

»Was soll das?«, knurrte er. Er wandte sich wütend an Acheron, der zwei Schritte zurücktrat. »Nimmst du etwa Kunden an, ohne mich vorher zu benachrichtigen?«

Ich sah die Furcht auf Acherons Gesicht.

»Nein, Despotis«, sagte Acheron und verwendete das atlantäische Wort für Gebieter. »Das würde ich nie tun.«

Der Mann verzog zornig die Lippen. Er packte Acheron am Haar und zwang ihn auf dem harten Steinboden in die Knie. »Was tust du dann hier? Gibst du dich umsonst hin?«

»Nein, Despotis«, sagte Acheron und ballte die Fäuste, als versuche er, nicht nach oben zu greifen und den Mann zu berühren, der ihn an den Haaren riss. »Bitte, ich schwöre, dass ich nichts Unrechtes getan habe.«

»Lass ihn los!« Ich packte den Mann bei der Hand, damit er meinen Bruder losließ. »Wie kannst du es wagen, einen Prinzen zu bedrohen! Ich werde dafür sorgen, dass man dich enthauptet!«

Der Mann lachte mir geradewegs ins Gesicht. »Er ist kein Prinz. Oder bist du etwa einer, Acheron?«

»Nein, Despotis. Ich bin ein Nichts.«

Der Mann rief nach den Wächtern, die mich hinausbegleiten sollten.

Sie kamen sofort herein und wollten mich ergreifen.

»Ich werde nicht gehen«, stellte ich klar. Ich drehte mich zu

den Wachen um und schenkte ihnen meinen hochmütigsten Blick. »Ich bin Prinzessin Ryssa aus dem Geschlecht des Arikles von Didymos. Ich verlange meinen Onkel Estes zu sehen, und zwar augenblicklich.«

Zum ersten Mal sah ich Zweifel in den Augen des Mannes. »Vergebt mir, Prinzessin«, sagte er, aber es klang nicht so, als würde er irgendetwas bedauern. »Ich werde Euch ins Empfangszimmer Eures Onkels führen lassen.«

Er nickte den Wachen zu.

Angewidert von seiner Arroganz, drehte ich mich um. In der Spiegelung des schwarzen Marmors sah ich, wie er Acheron etwas zuflüsterte.

Acheron wurde blass. »Idikos hat versprochen, ich müsste ihn nicht mehr sehen.«

Der Mann riss Acheron am Haar. »Du wirst tun, was man dir sagt. Steh auf, und mach dich bereit.«

Die Wachen schlossen die Tür und drängten mich hinaus. Sie führten mich durchs Haus zurück, bis wir zu einem kleinen Empfangszimmer kamen, das bis auf drei kleine Sitzbänke leer war.

Ich begriff nicht im Geringsten, was hier vor sich ging. Wenn irgendjemand mich oder Styxx so angefasst hätte wie dieser Mann Acheron eben, dann hätte mein Vater ihn auf der Stelle töten lassen.

Mit uns sprach man ausschließlich respektvoll und voller Ehrerbietung.

»Wo ist mein Onkel?«, fragte ich die Wachen, als sie sich aus dem Zimmer zurückzogen.

»Er ist in der Stadt, Hoheit, und wird in Kürze zurückkehren.«

»Schickt nach ihm ... auf der Stelle!«

Ein Wächter neigte den Kopf und schloss die Tür hinter sich.

Ich hatte erst kurze Zeit gewartet, da öffnete sich eine Geheim-

tür neben dem Kamin. Die Aufseherin, die in Acherons Zimmer gewesen war, als ich eingetroffen war, die ältere Frau, die um sein Wohlergehen besorgt gewesen war, betrat den Raum.

»Eure Hoheit?«, fragte sie zögernd. »Seid Ihr es wirklich?«

Da begriff ich, wer sie sein musste. »Du bist diejenige, die mir geschrieben und um meinen Besuch gebeten hat?«

Sie nickte.

Ich seufzte erleichtert auf. Endlich jemand, der mir etwas erklären konnte! »Was geht hier vor?«

Die Frau holte tief und zitternd Luft, als würde das, was sie sagte, sie heftig verletzen. »Sie verkaufen Euren Bruder, Herrin. Sie tun ihm Dinge an, die niemand erleiden sollte.«

Bei ihren Worten verkrampfte sich mein Magen. »Was meinst du damit?«

Sie krallte ihre Hände in den Ärmel ihres Kleides. »Wie alt seid Ihr, Herrin?«

»Dreiundzwanzig.«

»Seid Ihr eine Jungfrau?«

Ich war erzürnt, dass sie es wagte, mir eine so intime Frage zu stellen. »Das geht dich nichts an.«

»Vergebt mir, Herrin. Ich wollte Euch nicht beleidigen. Ich will nur sehen, ob Ihr begreifen könnt, was man ihm antut. Wisst Ihr, was ein Tsoulus ist?«

»Selbstverständlich weiß ich, was ein ...« Da packte mich blankes Entsetzen. Es war ein atlantäischer Ausdruck, für den es keine griechische Entsprechung gab, aber ich kannte dieses Wort. Es bezeichnete junge Männer und Frauen, die als Sex-Sklaven für die Edlen und Mächtigen abgerichtet wurden. Anders als Prostituierte und derlei Leute wurden sie sehr sorgfältig erzogen und schon in ganz jungen Jahren von allen anderen abgesondert.

Im gleichen Alter, in dem mein Bruder gewesen war, als Estes ihn von zu Hause weggeführt hatte.

»Acheron ist ein Tsoulus?«

Sie nickte.

In meinem Kopf drehte sich alles. Das konnte nicht wahr sein. »Du lügst!«

Sie schüttelte den Kopf. »Deshalb habe ich Euch gebeten zu kommen, Herrin. Ich wusste, Ihr würdet es nicht glauben, wenn Ihr es nicht mit eigenen Augen seht.«

Und noch immer glaubte ich es nicht. Es war einfach unmöglich. »So etwas würde mein Onkel nie zulassen.«

»Es ist Euer Onkel selbst, der ihn verkauft. Wovon, glaubt Ihr, hat er dieses Haus bezahlt?«

Mir wurde übel bei diesen Neuigkeiten, und doch stritt immer noch ein Teil von mir alles ab, was so offensichtlich war. »Ich glaube dir nicht.«

»Dann folgt mir, wenn Ihr es wagt, und seht selbst.«

Ich wollte eigentlich nicht, doch wie unter Zwang folgte ich ihr in die geheimen Gänge des Hauses. Wir gingen endlos lange, bis wir zu dem Vorzimmer kamen, in dem Acheron gebadet hatte.

Sie hielt den Finger an die Lippen, um mich zur Stille zu gemahnen.

Und da hörte ich es. Ich mochte eine Jungfrau sein, aber naiv war ich nicht. Ich hatte gehört, wie Menschen bei den Partys, die mein Vater mir zu besuchen verbot, miteinander kopulierten.

Aber schlimmer als die Laute der Befriedigung waren die Schmerzensschreie, die ich von meinem Bruder hörte. Der Mann verletzte Acheron, und er zog große Befriedigung daraus, dass er ihn verletzte.

Ich ging auf die Tür zu, doch sofort stellte sich die Frau mir in den Weg.

Sie sprach in leisem, tödlichem Ton. »Wenn Ihr sie jetzt stört, Herrin, dann wird Euer Bruder leiden, wie Ihr es Euch nicht vorstellen könnt.«

Ihre geflüsterten Worte trafen mich mitten ins Herz. Meine Seele schrie mir zu, die Sache sofort zu beenden. Aber die Frau hatte bisher mit allem recht behalten. Sie kannte meinen Bruder und meinen Onkel bei Weitem besser als ich.

Das Letzte, was ich wollte, war, dass Acheron noch übler verletzt wurde.

Endlich, nach einer Zeitspanne, die sich anfühlte wie eine Ewigkeit, herrschte Stille.

Ich hörte schwere Fußtritte das Schlafzimmer durchqueren, dann öffnete sich eine Tür und schloss sich wieder.

Ich stand da wie betäubt und konnte weder atmen noch mich rühren.

Die Dienerin öffnete die Tür zu seinem Zimmer, und ich sah Acheron, der ans Bett gekettet war. Die Ringe an seinen Hand- und Fußgelenken waren an die Vogelschnäbel aus Holz gehakt, die die Bettpfosten zierten.

Und ich, dumm wie ich war, hatte angenommen, es wären Haken für die Bettvorhänge.

»*Man hat mir nicht gesagt, wofür Ihr bezahlt habt, Herrin*«, hatte er leise gesagt. »*Eurem Aussehen nach zu urteilen nahm ich an, dass Ihr mich sanft haben wollt. Oder irre ich mich?*«

Diese Worte schnitten mir ins Herz, während ich zusah, wie die Frau ihn losmachte.

Ich konnte meine Augen nicht von ihm wenden, wie er dalag, nackt, verletzt, blutend.

Mein Bruder.

Mir traten Tränen in die Augen, als ich daran dachte, wie ich ihn als Kind zuletzt gesehen hatte. Sein rundliches Gesicht war verletzt gewesen, aber nicht so wie jetzt. Jetzt hatte er aufgeplatzte Lippen, sein linkes Auge war geschwollen und seine Nase blutig. Auf dem ganzen Körper waren Abdrücke von Händen zu sehen, es bildeten sich blaue Flecke.

Niemand verdiente so etwas.



Sherrilyn Kenyon

Prinz der Ewigkeit

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 560 Seiten, 12,5 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-6045-5

Blanvalet

Erscheinungstermin: Mai 2016

Vor elftausend Jahren wurde Acheron, der erste aller Dark Hunter, geboren. Laut Prophezeiung soll er das Ende der Götterwelt herbeiführen, weshalb seine Mutter ihn unerkant als Menschenprinzen aufwachsen lässt. Doch seine silbrigen Augen verraten seine Herkunft. Von seinem Vater verstoßen, von seinem Onkel misshandelt, muss Acheron ein Leben lang Hass über sich ergehen lassen. Lediglich seine Schwester und seine Mutter bringen ihm Liebe entgegen – und eine weitere Frau: die griechische Göttin Artemis. Doch kann ihre vermeintliche Liebe ihn vor seinem Schicksal bewahren?